

Reihe Post- und dekoloniales Philosophieren

Magdalena Kraus und Jonathan Scalet

Warum wir dekoloniale Theorien von ihren lateinamerikanischen Wurzeln her lesen sollten.

Dekoloniale Theoretiker_innen haben in den letzten Jahren mit ihren Überlegungen zu den vielfältigen Dimensionen kolonialer Verhältnisse und der entsprechenden Forderung, das bis heute wirkende Erbe des Kolonialismus in sämtlichen Gesellschaftsbereichen aufzubrechen, für Aufsehen gesorgt. Dabei wird – nicht zuletzt aufgrund der Nähe zu postkolonialen Ansätzen – leicht übersehen, dass dekoloniales Denken in einer langen spezifisch lateinamerikanischen Diskursgeschichte steht. So forderte der kubanische Unabhängigkeitskämpfer José Martí bereits Ende des 19. Jahrhunderts eine Rückbesinnung auf das verachtete indigene Erbe Lateinamerikas, um neben der politischen auch zu einer geistigen Unabhängigkeit von den einstigen Kolonialmächten zu gelangen. In den 1920er Jahren wiederum, dachte der Peruaner José Carlos Mariátegui Marxens Überlegungen zur kapitalistischen Produktionsweise, angesichts der von Zwangsarbeit und rassialisierten Besitzverhältnissen geprägten Realitäten in den lateinamerikanischen Ländern, neu. Davon ausgehend zeichnen wir in unserem Beitrag grundlegende Entwicklungslinien dekolonialen Denkens nach, die über die Dependenztheorien und Befreiungsdiskurse der 1960er Jahre in den aktuellen Theoremen und Debatten münden. Der Blick auf ihre lateinamerikanischen Wurzeln erlaubt, so die These, eine Präzisierung zentraler Charakteristika und Stärken dekolonialer Theorie.

Termin: 21. Juni um 19.00 Uhr

Ort: Institut für Philosophie, NIG, Universität Wien, HS 3B